



Yvonne, ihr Sohn Womba und ihr Vater Fritz sonntags beim TV-Schauen an der Mirre Street.



Blick auf Katutura, den «Ort, an dem wir nicht sein wollen».



Michael, Yvannes Bruder, von Beruf Poet, poliert den Golf, um sich Taschengeld zu verdienen.



Party bei den Nachbarn. Die Kids freuen sich auf das Essen.

BILDER CHRISTIAN SCHMIDT

Eine Karriere aus dem Staub von Katutura

Von **Christian Schmidt**

Yvonne Dausab ist eine der renommiertesten Anwältinnen Namibias. Von ihrem Erfolg kann sie jedoch kaum profitieren. Ubuntu heisst die Fessel an ihrem Fuss.

Noch vor Sonnenaufgang verlässt Yvonne Dausab das orange gestrichene Backsteinhäuschen in der Township Katutura. Sie verlässt die Engnis der drei Zimmer, umgeben von einem kleinen Hof und bewacht von Brooks, dem unberechenbaren Hund. Sie verlässt die Engnis des Bettes, das sie mit ihrem kleinen Sohn, mit ihrer Schwester und deren beiden Kindern teilt. Sie tastet sich vorbei an den Schachteln und Kisten mit Hausrat, die sich entlang den Wänden stapeln und stets umzukippen drohen. Sie geht zu ihren Eltern und legt den schlafenden Sohn an die warme Schulter der Grossmutter. Sie geht vorbei an ihrem schlafenden Bruder, der seine Matratze jede Nacht im Wohnzimmer vor dem Fernseher ausrollen muss, weil es keinen anderen Platz gibt. Und sie steigt über die beiden Teenager, die mit dem Bruder das Wohnzimmer teilen, jedoch das schlechtere Ende – bei der Türerwischt haben. Die beiden Boys sind hier gestrandet, weil sie nicht bei ihren eigenen Familien leben können. Dann tritt Yvonne hinaus in den Hof, in der Luft noch die letzten Nachtgeräusche von Katutura: Hiphop, Gelächter, Hundegebell, ab und zu klirrendes Glas. Sie startet ihren silbrigen Golf, öffnet das Tor mit der Krone aus Stacheldraht, lässt die Zentralverriegelung einrasten und fährt los nach Windhuk, der Hauptstadt Namibias.

Ein verblüffender Szenenwechsel

Und wird ein anderer Mensch. Aus der schwarzen Frau, die zu Hause das Bad mit neun anderen Menschen teilt, die über eine Wohnfläche von drei Quadratmetern verfügt, wird eine distinguierte Juristin in Blazer und dunklem Rollkragenpullover. Sie stellt ihr Auto in der Garage einer der renommiertesten Kanzleien des Landes ab. Sie geht hinauf in den lichtdurchfluteten Palast, vorbei an den Ledersesseln für die Klienten, den Blumenbouquets, der Edelhölzbibliothek mit den Reihen in Leder gebundener Gesetzestexte. Hier ist sie die Anwältin, 30-jährig, brillant in ihren Kreuzverhören und akribisch in ihren Recherchen. Ich lernte diesen Alltag kennen, als ich kürzlich zum ersten Mal mein jüngstes Patenkind besuchte, Yvannes Sohn. Ich hatte

Yvonne drei Jahre zuvor an einer Menschenrechtskonferenz getroffen; seither besteht der Kontakt. Yvonne hatte damals ihr Jusstudium bereits seit fünf Jahren abgeschlossen und leitete die Konferenz in ihrer Funktion als Managerin einer panafrikanischen NGO. Sie tat das mit der ihr eigenen Energie und Überzeugungskraft. Jedenfalls folgten ihr die hundert Männer, als würden sie an einer Leine geführt. Artete die Diskussion aus, stand sie auf, rückte ihr zu grosses Jackett zurecht und sagte: «Gentlemen...» Das genügte. Und es war ihr anzumerken, dass sie selbst erfahren hat, was es mit Unterdrückung und Benachteiligung auf sich hat.

Yvonne ist im Staub von Katutura aufgewachsen. Hierhin waren Ende der Sechzigerjahre alle Schwarzen aus der einst von der deutschen Kolonialmacht gegründeten Hauptstadt deportiert worden. Die Umsiedlung erfolgte zwangsweise, weshalb die Bewohner der Stadtteil Katutura nannten: «Der Ort, an dem wir nicht sein wollen». Fritz und Sara, Yvannes Eltern, waren allerdings froh, eines der Häuschen zugeteilt zu erhalten. Sie waren aus dem Süden hierher gekommen, weil es auf dem Land keine Zukunft für sie gab. Katutura war besser als das Nichts. Fritz fand eine Stelle bei einem Ersatzteihändler für Autos, und so waren die Dausabs eine zufriedene Familie. Das regelmässige Einkommen hatte allerdings zur Folge, dass weniger erfolgreiche Mitglieder der weitläufigen Verwandtschaft ebenfalls an die Mirre Street zogen. Bis zu 20 Personen drängten sich in die drei Räume, und sie alle beriefen sich auf die afrikanische Tradition namens Ubuntu, dass zu teilen hat, wer teilen kann. Ubuntu bedeutet: Ein Mensch wird durch andere Menschen ein Mensch. Die Tradition ist unumstösslich. «Trotzdem waren es gute Jahre, denn wir waren so viele, dass immer jemand etwas zu essen nach Hause bringen konnte.»

Manchmal erzählte mir Yvonne bereits morgens früh aus ihrem Leben, während sie ihren Sohn wickelte. Immer in Eile, warf sie mir ein paar kurze Antworten zu, etwa auf die Frage, weshalb ihrem Vater ein Glied an einem Finger fehlt: «Wegge-

schnitten.» Er ist der letzte Überlebende seiner Familie. Die Amputation verspricht Glück und ein langes Leben. Manchmal traf ich Yvonne in Downtown Windhuk zum Lunch. Dann sass sie auf der verglasten Terrasse ihres Lieblingsrestaurants, und niemand konnte ihr ansehen, wie sehr sie die Klimaanlage schätzte, denn in der kommenden Nacht würde sie wieder unter dem glühenden Wellblech «dieser Streichholzschachtel» liegen. Yvonne bestellte Seafood und erzählte von den Turbulenzen ihres Alltags, dieser seltsamen Mischung aus schwarzer und weisser



Welt, die kaum zu vereinbaren ist: wie sie die mächtigste Energiefirma des Landes vor Gericht vertritt und gleichzeitig daran denken muss, dass in diesem Moment in Katutura aus Geldmangel in vielen Häusern der Strom ausgeht. Manchmal trafen wir uns auch erst nachts spät, nachdem sie endlich nach Hause gekommen war. Wir sass dann draussen in der lauen Nachtluft, und sie amüsierte sich über meine Fragen, zum Beispiel, wenn ich mich nach den komplexen Vorbereitungen für ihre Hochzeit erkundigte. Die Verhandlungen zwischen ihrer Familie und derjenigen ihres Bräutigams seien Sache der diversen Onkel und Tanten, sagte sie. Man besuche sich gegenseitig, es werde diskutiert, aber über die Details werde sie nicht informiert. Yvonne weiss nur, dass die Familie

ihres Mannes mehr als das übliche Brautgeld zahlen muss, weil sie vor der Heirat schwanger wurde. Der Schadenersatz soll beim Gegenwert von neun Kühen liegen. Dass sie als Juristin mit einem Masters in Menschenrechten, die sich gerne über intellektuelle Akrobatik wie die Texte des Theaterstücks «The Vagina Monologues» unterhält, mit Rindvieh aufgewogen wird, stört sie nicht. «Das verstehst du nicht», sagte sie jeweils. «Das ist Afrika.»

Das Mädchen «Alles wird gut»

Die guten Jahre an der Mirre Street dauerten bis 1989; dann erkrankte Fritz und wurde entlassen. Mit der Arbeitslosigkeit kam der Alkohol ins Haus, das Essen wurde knapp, die Familie verarmte. Yvonne, damals 13, machte ihre Aufgaben bei Kerzenschein, und ihr eigenes Schulgeld verdiente sie, indem sie Autos wusch. Um durchzuhalten, erfand sie für sich einen Übernamen: «Mapukes» – «Alles wird gut». Trotz der Schwierigkeiten war sie Klassenbeste, und die Kolleginnen wählten sie zur Klassensprecherin. Ihre damaligen Lehrerinnen erkannten Yvannes Fähigkeiten und nahmen sie während der Examenzeiten zu sich nach Hause. Dort konnte sie in Ruhe lernen, sie konnte genug essen, und sie erhielt Schuhe, sodass sie nicht mehr barfuss zur Schule musste. Dafür ist Yvonne noch heute dankbar. In dieser Zeit fällt sie auch den Entscheid über ihre berufliche Zukunft. Das Mädchen hatte auf den Strassen von Katutura zu viel Blut gesehen, häufig ausgelöst durch die Engnis der Township, in der das Messer mehr Raum schaffen soll. Und sie hatte zu viele Täter frei herumgehen sehen. In kindlichem Idealismus beschloss sie, für mehr Gerechtigkeit zu kämpfen. Sie ist dem Entscheid treu geblieben: Fotos über dem Sofa an der Mirre Street zeigen, wie Yvonne in der schwarzen Robe der Juristen ihr Abschlusszeugnis an der südafrikanischen Western Cape University entgegennimmt. Die Fotos halten den Ehrenplatz.

Yvonne hat sich den Staub der Township inzwischen von den Kleidern geklopft. Nach drei Jahren bei der panafrika-

nischen NGO erhielt sie die Möglichkeit, in die renommierte Kanzlei zu wechseln. Das Angebot kam zur rechten Zeit; sie war schwanger, und die NGO war bankrott. Aber das heisst nicht, dass sie an ihrem eigenen Erfolg auch teilhaben kann. Während meines Aufenthalts war sie manchmal ausgesprochen wortkarg. Das hatte jeweils mit Auseinandersetzungen innerhalb der Familie zu tun, und dabei ging es meistens um Geld. Unbezahlte Rechnungen lassen das Telefon an der Mirre Street immer wieder verstummen. Früchte gibt es nie, Gemüse selten, was Yvonne als Grund für die Krankheitsanfälligkeit der Kinder vermutet. Bruder Michael definiert sich zum Verdruss der Familie als Künstler, der nachtschwere Gedichte schreibt und deshalb am Tag nicht zur Arbeit kann. Zudem zahlt Yvonne, in Erinnerung an ihre eigene Vergangenheit, das Schulgeld mehrerer mittelloser Mädchen aus der Township. Und dann sind da auch noch die beiden gestrandeten Teenager, die für ihre Zukunft nur eine Hoffnung haben: Yvonne. Unterstützt von ihrer jüngeren Schwester, ist sie heute die wichtigste Ernährerin der Familie. Die Ubuntu-Tradition ist auf sie übergegangen.

Auszug aus Katutura

Dass sie diese Situation nicht mehr lange auszuhalten gedenke, hatte sie bereits vor einiger Zeit in ihren E-Mails angekündigt. Sie müsse das Elternhaus verlassen, schrieb sie. Dringend. Sie sei zwar weiter bereit, den Alltag an der Mirre Street zu finanzieren, und Katutura bleibe ihre Heimat, aber sie brauche mehr Raum. Für sich, ihren Sohn, für ihr Leben. Das hatte zwar mehr nach Fantasie geklungen, aber kurz nach meiner Abreise hat Yvonne ihren Plan umgesetzt und ist ausgezogen. Sie lebt nun in einer eigenen Wohnung, in einem gemischten Quartier. Wenn sie ihre Eltern besuchen geht, steht sie zwar noch immer im Katutura-Stau, und sie fährt noch immer auf jenem Highway, über dem bis Anfang der Neunzigerjahre derselbe lateinische Spruch hing wie über dem Eingang des Konzentrationslagers Buchenwald – «Jedem das seine» –, doch nun ist sie hier nur mehr Besucherin. Sie kann in diese Welt eintreten und sie wieder verlassen. Als ich kürzlich mit ihr telefonierte und nachfragte, da sagte sie begeistert: «It's great!» und murmelte etwas von einer «langen Reise zur geistigen Freiheit».